

gelegt; nach einer Zerstörungszeit von fast drei Jahrhunderten war die Kirche der Schwaben zu Tevel (1715) der erste Erfolg einer neuen Periode des Aufbaus. Auch in der Batschka haben die Schwaben das erste deutsche Dorf (Neudörfel-Novoselo) gegründet. Selbst die Deutschen der Budapest Umgegend, die doch eine bairische Mundart sprechen, wissen noch, daß die ersten Ansiedler ihrer Dörfer aus Südwestdeutschland stammten, nur daß etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu dem Rest der schwäbischen Kolonisten, den die furchtbare Pest von 1739 nicht dahingerafft hatte, Nachzügler aus Bayern und Österreich hinzukamen, deren Sprache den schwäbischen Dialekt der ersten Ansiedler allmählich überdeckte. Nur im östlichen Randgebiet, südlich von Pest, konnten wir noch deutliche Spuren eines schwäbischen Dialekts finden.

Echte Schwabendörfer, die bis zuletzt einen schwäbischen Dialekt gesprochen haben, hat es im Südosten eigentlich nur wenige gegeben. Außerhalb des Sathmargebietes lebten Schwaben in Hajós (Komitat Pest), in der Umgebung von Sárospatak, in dem bereits erwähnten Neudörfel in der Batschka, in einigen Ortschaften der Schwäbischen Türkei und in Saderlach bei Arad. In Saderlach wurde eigentlich ein echter alemannischer Dialekt gesprochen, und auch der von Großarpad bei Fünfkirchen wies schon deutliche alemannische Spuren auf. Mit Bohnenberger nannten wir ihn voralemannisch. In etlichen Dörfern fanden wir das Schwäbische bereits mit fränkischen Elementen vermischt sowohl in der Schwäbischen Türkei, das heißt im Fünfkirchner Hügelland, als auch in der Batschka. Es ist leider eine Tatsache, daß sich das Schwäbische mit seinen oft auffallenden, sogenannten primären Laut- und Formenerscheinungen im Kampfe mit anderen Mundarten nur selten behaupten konnte: das Bairische und das Rheinfränkische hat sich fast immer als stärker erwiesen. Man muß schon froh sein, wenn man als letzte Spuren einer schwäbischen Kolonistengruppe in der heutigen Mundart einige Ausdrücke findet, die man als echt schwäbisch ansprechen kann. *Wo gehscht na?* hörte man in den Batschkaer Dörfern Waschkut, Nadwar, Kunbaja, Tschatalja, Stanischitz, und dieses *na* ist als schwäbisches Relikt anzusehen, denn es heißt doch in allen übrigen Dörfern *hin*. Über das pfälzische Sekitsch in der Batschka hat die Herkunftsforchung nachgewiesen, daß ein Drittel seiner Kolonisten aus der Ulmer Gegend stammte. In der Mundart deutete (1944) nur noch die schwäbische Verkleinerungssilbe und das *ana* für *bin* auf das einstige Vorhandensein schwäbischer Kolonisten hin.

Es gibt aber auch eine andere Möglichkeit, schwäbische Spuren im Südosten aufzudecken: die Gassen- und Flurnamen, die oft vom Vorhandensein schwäbischer Gruppen berichteten. Da gab es in Bataszek (Schwäbische Türkei) eine Schwarzwäldergasse, bei den Hessen in Varsad (ebda) eine Württembergergasse, in dem bereits völlig madjarisierten Dorf Rakamaz an der Theiß einen Württemberg (Wald), in manchen Dörfern der Schwäbischen Türkei Schwabenfelder, Schwabenweingärten usw. Solche

Namen deuten freilich meistens nur so viel an, daß es in diesen Ortschaften eine schwäbische Minderheit gegeben hat, die von den anderen abgesondert wohnte, später ankam und deshalb ihre Felder abgesondert erhalten hatte, zeugen aber immerhin von der einstigen Anwesenheit von Schwaben, die wir mit anderen Hilfsmitteln, da genaue Aufzeichnungen über die Herkunft der Kolonisten fehlen und auch ihre Mundart verschwunden ist, niemals hätten feststellen können.

Wir haben einleitend behauptet, die Donauschwaben seien überwiegend Baiern, Franken, Hessen und Pfälzer; bei einer genaueren Untersuchung stellt es sich doch heraus, daß wir mit dieser Behauptung zu viel gesagt haben. Man kann und darf nämlich nur so viel behaupten, was man mit Bestimmtheit weiß: die Donauschwaben sprechen hauptsächlich bairische, fränkische, hessische und pfälzische Mundarten. Wieviel schwäbisches Blut in ihnen fließt, kann man ohne genaue Daten nicht behaupten wollen. Und mit der Bezeichnung Donauschwaben dürfte es auch seine Richtigkeit haben, wie wir eben nachzuweisen versuchten. Jedenfalls liegt in diesem Namen ein schönes Stück südwestdeutscher Geschichte, eine 250jährige Pionierarbeit für das Abendland, auf welche das gesamte deutsche Volk für alle Zeiten stolz sein kann.

Der schwäbische Anteil an der Erforschung Indiens

Von Wilfried Nölle

Der schwäbische Anteil an der Erforschung der materiellen und geistigen Kultur Indiens ist beträchtlich. Wenn man von dem nur wenige Wochen dauernden Aufenthalt des nach 1616 in Tübingen verstorbenen Arztes und Weltreisenden Andreas Josua Ultzheimer in Goa und Calicut an der Westküste Indiens im Jahre 1605 und der auf Veranlassung des Grafen Eberhard im Barte erfolgten Übersetzung der umfangreichen indischen Fabelsammlung „Pancatantra“ (Die fünf Bücher) aus dem Lateinischen ins Deutsche durch Anton v. Pforr (erstmals gedruckt im Jahre 1483) absieht, dann kann man jene geistig so quellende Zeit vor fast 120 Jahren, da in Tübingen von Heinrich Ewald – einem der „Göttinger Sieben“ – Sanskrit, die heilige Sprache der Brahmanen gelehrt wurde, als den eigentlichen Beginn der Tübinger Indologenschule und der geistigen wie praktischen Beschäftigung mit einem Kulturreis zu Beginn des 19. Jahrhunderts dem europäischen Bewußtsein erschlossen haben.

Ewalds Schüler war Rudolf v. Roth, in Stuttgart im Jahre 1821 geboren und 1895 in Tübingen gestorben. Roth hatte sich neben den obligatorischen theologischen Vorlesungen, die er als Stiftler zu besuchen hatte (vgl. E. Müller, Stiftsköpfe, Heilbronn 1938), schon früh mit dem Sanskrit und dem Persischen befaßt. Als 25jähriger

veröffentlichte er seine damals epochemachende Schrift „Zur Literatur und Geschichte des Veda“ (Stuttgart 1846) und unternahm damit den ersten Versuch, das geschichtliche Problem dieses ältesten Denkmals arisch-indischer Sprache, Literatur und Religion mit den Mitteln der abendländischen kritischen Methode anzugreifen. Was Roth, der 1848 Professor für Indologie und 1856 Direktor der Universitätsbibliothek in Tübingen wurde, uns aus dem Veda mitteilt, sind nicht philosophische Gedanken, sondern die Spuren der unzähligen Kämpfe, die im Fünfstromland von den einzelnen arischen Stämmen geführt worden sind.

Der Veda bietet die Ausgangsstellung, von der aus das indische Mittelalter, der Brahmanismus und Hinduismus in vielen Einzelheiten verstanden werden kann. Roths Arbeiten über dieses kostbare Glied der Kette, durch die die nach Indien im zweiten vorchristlichen Jahrtausend verschlagenen Indogermanen sich an Iranier und damit an die Europäer anschließen, sowie seine Studien zum Atharvaveda aus Kashmir – der wertvollsten indischen Handschrift der Tübinger Bibliothek – und seine Mitarbeit an dem von O. v. Böthlingk herausgegebenen Großen Petersburger Sanskrit-Wörterbuch wurden von den Fachgenossen seiner Zeit sofort anerkannt. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß sich bald ein großer Schülerkreis um den Mann in Tübingen versammelte, der seine Fürsorge für das spätere Gedeihen der schwäbischen indologischen Studien in glänzender Weise durch seinen letzten Willen bestätigte, demzufolge seine private, recht umfängliche Handschriftensammlung in den Besitz der Tübinger Bibliothek übergegangen ist.

Zu den berühmt gewordenen Schülern R. v. Roths gehören der aus Ostdorf stammende Martin Haug, ferner Ernst Trumpp aus Ilsfeld, die beide später in München Professuren bekleideten, Karl F. Geldner, der hervorragende Marburger Sanskritist und nicht zuletzt der Begründer der amerikanischen Indologie William Dwight Whitney, der bis zu seinem 1899 erfolgten Tode Professor am Yale-College zu Newhaven, Connecticut, war und sich ebenfalls als Vedist hervorgetan hat.

Martin Haug (1826–1876), gleicherweise als Sanskritist und Iranist bekannt geworden, arbeitete lange Jahre in Poona, dem Hauptsitz der Sankritgelehrsamkeit im westlichen Indien und veröffentlichte – bedingt durch die enge Zusammenarbeit mit den Parsen, den Nachkommen der im achtten nachchristlichen Jahrhundert nach dem Zusammenbruch des Sassaniden-Reiches aus Persien nach Indien eingewanderten Zarathustriern – seine „Essays on the Sacred Language, Writings and Religion of the Parsees“ (Bombay 1862), die nicht nur in Deutschland größten Widerhall fanden. Zu seinen Schülern in München gehörten unter anderem auch die Indologen Julius Jolly (1849–1932, Professor in Würzburg) und Alfred Hillebrandt (1853–1927, Professor in Breslau).

Karl F. Geldner (1852–1929) ging von Tübingen nach Berlin und von dort nach Marburg und hinterließ eine vollständige Übersetzung des Rig-Veda, des ältesten

Teiles der vedischen Sammlungen, die vor kurzem endlich erschienen ist. Neben dieser Krönung seines Lebenswerkes gab K. F. Geldner im Kohlhammer-Verlag (Stuttgart) 1885 das „Avesta“, die Sammlung der Lehren und Vorschriften der zoroastrischen Religion aus dem sechsten oder fünften vorchristlichen Jahrhundert heraus.

Roths Nachfolger auf dem Tübinger Lehrstuhl für Indologie, der seit seiner Errichtung mit dem der Vergleichenden Religionswissenschaft verbunden ist, war Richard v. Garbe (1857–1927). Garbe, seit 1894 Ordinarius in Tübingen, bereiste in den Jahren 1885 bis 1887 Indien und gab neben einer Reihe von Übersetzungen, von denen die der „Bhagavadgita“ hervorzuheben ist, die große Faksimileausgabe des „Kashmirian Atharvaveda“ (3 Bde., 1901) heraus. In allen Einzelheiten machte er die Samkhya-Philosophie, jenes indische philosophische System einer dualistischen Weltanschauung, das vermutlich auch den Buddhismus beeinflußt hat, bei uns durch seine Bücher „Die Samkhya-Philosophie“ (1894) und „Samkhya und Yoga“ (1896) bekannt.

Schüler von Garbe sind Albert Bürk, Hermann Weller und J. W. Hauer, der sein Nachfolger wurde und bis zum Jahre 1945 Ordinarius war. A. Bürk machte sich einen Namen durch die Herausgabe der „Schnurregeln“ (Shulvasutra) und den Nachweis, daß der pythagoräische Lehrsatz den Indern ebenfalls bekannt war. Zu den Hauptarbeitsgebieten des heute 75jährigen Honorarprofessors für Indologie an der Universität Tübingen, Hermann Weller, gehören der Veda und die indische Kunstopoesie, deren Hauptvertreter Kalidasa ist. Eine feinsinnige Anthologie indischer Lebensweisheit (Stuttgart 1951), Übersetzungen von Dramen des Bhasa, der im fünften oder sechsten nachchristlichen Jahrhundert lebte, sowie zahlreiche Arbeiten zur indischen und iranischen Metrik zeugen von H. Wellers profundem Wissen und exakter philologischer Arbeit.

J. W. Hauer, in Indien als Missionar und Lehrer tätig gewesen, beschäftigte sich ebenfalls mit dem Veda, aber auch mit den Upanishaden, der dem Veda angeschlossenen religiös-philosophischen Schriften, die zu den angesehensten Teilen der gesamten indischen Literatur gehören. Manche Rätsel, welche die indische Welt dem abendländischen Betrachter bieten, hat Hauer gelöst. Seit 1946 vertritt Helmuth v. Glasenapp, einer der vielseitigsten und literarisch produktivsten deutschen Indologen, das Fach in Tübingen. Auch Professor v. Glasenapp kennt Indien aus eigener Anschauung. Verschiedene Reisen führten ihn überall dorthin, wo heute noch Inder sich als Träger einer hohen Kultur bewußt sind. Seine Schüler gelangen durch sein Werk und seine Vorlesungen in ein inneres Verhältnis zum indischen Leben und seinen mannigfachen Äußerungen.

Bei aller Bedeutung, welche die Landesuniversität für die Erschließung des indischen Lebens seit der Begründung der Indologie als selbständiger Wissenschaftsdisziplin hat, dürfen die schwäbischen Missionare, die im Dienst einer der zahlreichen Missionsgesellschaften nach Indien kamen

und jahrelang dort wirkten, nicht vergessen werden. Sie bemühten sich oftmals um das Verständnis der nachklassischen Periode des Brahmanismus, die gemeinhin als die Zeit des Hinduismus bezeichnet wird. Ihr Wirken verdient, einmal gesondert dargestellt zu werden, beleuchteten sie doch viele Probleme des Hinduismus und selbst den Buddhismus neu, ganz abgesehen von den vereinzelten Versuchen, abendländisches und indisches Philosophieren einander nahezubringen.

Zu den frühesten schwäbischen Missionaren, die in Indien ein reiches Betätigungsgebiet fanden, gehört der aus Tuttlingen stammende Johann Häberlin, der auf den Missionsanstalten in Basel und Islington ausgebildet, im Auftrage der englischen Church Missionary Society in Kalkutta und im Gebiet um Krishnapur zwölf Jahre gewirkt hat und 1849 in Karisal (Bengalen) gestorben ist. Häberlin war für die British and foreign Bible Society in Indien tätig und arbeitete an einer Bibelübersetzung in das Bengالية und das Hindustani. Während seines langjährigen Aufenthaltes in Bengalen sammelte Häberlin zahlreiche Handschriften, unter anderem Tibetanische Drucke, die später von der Tübinger Bibliothek aufgekauft wurden, zum Teil aber auch nach Leningrad (Petersburg) gelangten. Auch der schon genannte Ernst Trumpp weilte 1853 im Auftrage einer englischen Missionsgesellschaft in Indien, um dort die neuindischen Sprachen für seinerzeit vorgesehene Bibelübersetzungen zu studieren.

Zu den hervorragendsten schwäbischen Missionaren gehört zweifellos A. Gundert (1814–1893), der sich mit dem Malayalam, der Sprache von Malaya, beschäftigt hatte und zahlreiche Malayalam-Gedichte herausgab und übersetzte. Gunderts wissenschaftliches Wirken ist durch die von ihm besorgte Malayalam-Grammatik und sein Malayalam-Lexikon auch heute noch bei den Indologen unvergessen (Hinweis von Prof. H. Weller).

Ein letzter aus der großen Reihe der schwäbischen Missionare in Indien muß noch genannt werden: August Wilhelm Hoernle (1841–1918), der mit der Landesuniversität und besonders mit der Tübinger Bibliothek in Verbindung stand und sich um die Erforschung der indischen Medizin, Paläographie, Numismatik und Epigraphik verdient gemacht hat. In Indien als Sohn eines württembergischen Missionars geboren, wurde A. W. Hoernle nach Studien in Tübingen, Basel und London in Benares Professor am Jay Narayan's College, später Rektor des Cathedral Mission College und schließlich Prinzipal der Kultusverwaltung in Kalkutta. Zeit seines Lebens hat Hoernle, der stets seinem Namen das „PH. D. Tübingen“ hinzufügte, indische Handschriften gesammelt. Achtzig von ihnen konnte im Jahre 1905 die Universitätsbibliothek Tübingen erwerben.

Es würde sich lohnen, in Auswertung aller Quellen, über diese unvollständige Skizze hinaus ein umfassenderes Bild der Beziehungen zwischen Schwaben und Indien zu zeichnen – seit den Tagen Eberhards im Barte und besonders in den letzten 150 Jahren, die seit der Begründung der europäischen Indologie verflossen sind.

Der Schwarzwald als Erholungsgebiet

Der Schwarzwaldverein hat bei seiner letzten Hauptversammlung die Frage angeschnitten, was zum Schutze des Schwarzwaldes geschehen könnte, um ihn auch für den Wanderer als Erholungsgebiet zu erhalten. Dazu gehören nach seiner Ansicht auch Reste urwüchsiger Wälder, die man auch schon Urwaldzellen genannt hat. Gewiß ist es für jeden Besucher des Schwarzwaldes von größter Bedeutung, daß wesentliche Züge dieser herrlichen Landschaft auch für die Zukunft erhalten bleiben. Dazu gehören vor allem bodenständige Weißtannenwälder, die Kare und Karseen, darunter die bekanntesten: Feldsee und Wildsee bei der Hornisgrinde, Hochmoore und Hochflächen-Seen wie z. B. Hohloh und Wilder Hornsee bei Wildbad oder das Notschrei-Moor im südlichen Schwarzwald, aber auch gewisse uralte Kulturlandschaften wie die Streuwiesen, auch Missen und Grinden genannt, oder die Bergweiden des südlichen Schwarzwaldes. Die Naturschutzbehörden von Württemberg und Baden haben bereits wichtige Gebiete der genannten Arten unter Naturschutz oder Landschaftsschutz gestellt, so daß dem Wunsche des Schwarzwaldvereins schon weitgehend Rechnung getragen ist. Es wäre gewiß für die Wanderer von Wert, hierüber genauere Aufklärung zu erhalten, was etwa in einer Reihe von Aufsätzen in den Blättern des Schwarzwaldvereins geschehen könnte. An der württembergisch-badischen Grenze ist z. B. der Wilde Hornsee bei Wildbad geschützt, desgleichen der Schliffkopf, der Wildsee bei der Hornisgrinde und seine weitere Umgebung, ein Moor bei Calw, ein Buchen-Weißtannen-Wald „Große Tannen“ bei Kälberbronn, der wohl am meisten dem entspricht, was der Schwarzwaldverein im Auge hat, und das Schwenninger Moos. In Baden stehen Feldberg und Belchen, das Wutachgebiet u. a. bereits unter Naturschutz. Ob noch weitere Gebiete den Charakter von Naturschutzgebieten haben, muß noch geprüft werden. Vielleicht könnte der Schwarzwaldverein selbst noch Vorschläge machen.

Für den Erholung suchenden Wanderer ist aber ein weiterer Gesichtspunkt von mindestens ebenso großer Bedeutung. Wir sind heute doch bereits so weit, daß die Mehrzahl unserer Menschen ihre Erholung darin sehen, daß sie mit Motorrad, im eigenen Kraftwagen oder im Autobus durch den Schwarzwald fahren und nur an einzelnen Punkten aussteigen, um sich die Aussicht zu beschauen oder einzukehren. Selbst die Verbindung von Autofahrt und Fußwanderung scheidet für viele bereits aus. Nun kann man gewiß nicht in Abrede stellen, daß derartige Fahrten auch erholsam sind und zur Entspannung und Freude an der Landschaft beitragen. Aber das besinnliche Wandern zu Fuß bringt den Menschen der Natur doch wesentlich näher. Es ist aber keine Frage, daß das Kraftfahrzeug, das nachgerade beansprucht, auf jeden Gipfel hinauffahren zu können, dem Erholung suchenden Wanderer und Kurgast Ab-